

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234.

Montag, 7. Oktober.

1929.

(9. Fortsetzung.)

## Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Nessel.

(Nachdruck verboten.)

Nun sah Ellinor in der Falle, er brauchte sich nicht zu beeilen, er hatte sie sicher. Er wollte nur noch seinen ehrgeizigen Traum erfüllen, mit einem Schlag berühmt zu werden, mit einem Federzug sich an die Spitze der "Herald"-Reporter zu stellen, mit einem Federzug Mac Stanleys, den Zeitungskönig, zum Zittern zu bringen.

Der erste Angriff war abgeschlagen worden. Durch wessen Schuld, das musste erst festgestellt werden, aber Jules Smith, der sein Leben lang gehungert hatte, der durch alle Höllen der Erde gegangen war, und der keine Achtung mehr vor der Anständigkeit hatte, dieser Jules Smith war fübler als Eis und härter als Stahl, dieser Jules Smith würde die Sache schon zwingen.

Smith bestellte telephonisch eine Karte zum Express, befahl dem Hotelchef, sein Zimmer zu reservieren, bis er in den nächsten Tagen wieder käme, und als er in das wartende Taxi stieg, da sah er aus wie ein würdiger Gentleman, der sich zu seinem Office begibt. Wenige Minuten später trugen ihn die ratternden Räder des Express Philadelphia entgegen.

Noch vom Zuge aus telephonierte er mit der Redaktion des "Herald" und kündete sein Kommen in wichtiger Angelegenheit für den Abend an!

Ein junger Postbote aber, aus der 67. Street in Philadelphia ahnte nicht, daß er durch seine Unachtsamkeit, die ihn einen für den "Herald" bestimmten Brief an die "Evening Review" abliefern ließ, mit dem Geschick dreier Menschen Fangball gespielt hatte. Dieser junge Postbote lehnte am Abend dieses entwürdigen Tages am Fenster seiner düstigen Wohnung. In der Ferne glühten wie funkelnde Feuerwerke die beleuchteten Fenster des riesigen Zeitungspalastes der "Evening" und des "Herald". Er ahnte nicht, daß er an diesem Abend ein wenig Schicksal gespielt hatte . . .

Nun dauerte die Konferenz im Zimmer Weeklys, des Chefs des "Herald", schon über eine Stunde und immer noch schallten erregte Stimmen aus dem Zimmer. Austen Weekly hatte alle maßgebenden Herren zu sich gebeten, um mit ihnen gemeinsam zu beraten, was man in der Angelegenheit Mac Stanleys unternehmen könne. Vor einer Stunde hatte ein Votum von der "Evening Review" einen Brief gebracht und die erregte Debatte im Zimmer Austen Weeklys war eine Folge dieses Briefes.

"Wir können nichts machen, meine Herren, man hat uns in einer Art und Weise die Hände gebunden, daß es einfach unmöglich ist, der Angelegenheit näher zu treten. Mac Stanley ist schlau, Mac Stanley ist der gerissenste Hund des Jahrhunderts. Man muß ihn bewundern, wie er sich jetzt aus der Affäre zieht. Smith hatte die Sache schon richtig berechnet: wenn wir die Sache so aufgemacht hätten, wie er es sich gedacht hatte, dann hätte es dem alten Stanley den Hals gebrochen. Es wäre ja etwas schuftig gewesen, aber immerhin . . ."

Weekly qualmte eine dicke schwarze Brasil und ließ wie ein gefangener Löwe auf und ab.

"Selbstverständlich muß man bei der Post recherschieren, wie es kommen konnte, daß der wichtige Brief in Stanleys Hände kam. Stanley hat selbstverständ-

lich die kompromittierenden Bilder seiner Tochter an sich genommen, man kann es ihm nicht verdenken. Der Text, den dieser gute Smith dazu geschrieben hat, schlägt er mir eben und appelliert an meine Anständigkeit, die Sache nicht zu bringen! Stanley appelliert an meine Anständigkeit, was bleibt mir übrig?"

"Donnerwetter, dann ist es allerdings aus", warf der Feuilletonchef ein, "sehr, sehr schade, so eine nette kleine Spieße gegen die ganze Ellinor-Angelegenheit hätte ich gern gebracht, selbstverständlich in anständigen Grenzen!"

"Das ist es ja eben", schnaubte Weekly wieder, "es wäre wirklich nett gewesen, wenn man eine Glosse über den Ellinor-Rummel gebracht hätte, aber der Smith hat einem ja alles vermasselt. Es ist für ein seriöses Blatt ausgeschlossen, mit unvornehmlichen Mitteln zu arbeiten, und die Methode dieses Jules Smith ist absolut unvornehm. Sie ist unmöglich, und das hat Stanley gewußt und nun packt er uns an der Ehre und bindet uns dadurch die Hände. Die Rennbahn nach Ellinor ist uns gesperrt, meine Herren, schade, auch Ihnen, wie lassen uns nichts nachsagen!"

Weekly knitterte Stanleys Brief zusammen. Schrecklich, nun mußte er auf dieses Schreiben antworten, mußte in höflichen Worten bedauern, daß es überhaupt vorgekommen war, daß einer seiner Herren in dieser offensichtlich böswilligen Art über ihn und seine Tochter schrieb, er hätte selbstverständlich nicht die geringste Ahnung davon gehabt, und er würde den Fall strengstens untersuchen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Ein Votum sagte mit leiser Stimme:

"Mr. Jules Smith bittet um eine Unterredung!"

Die Köpfe der Herren fuhren herum. Der kam ja gerade im richtigen Moment. Sie waren gespannt, wie sich Weekly verhalten würde, sie wußten, daß Weekly immer ein gewisses Interesse an diesem Burschen gehabt hatte.

Weekly sah den erwartungsvollen Ausdruck in den Augen seiner Herren. Schade, er hatte viel von diesem Smith gehalten, aber der matellose Ruf seines Hauses war ihm wichtiger als persönliches Interesse.

"Smith soll warten!", rief er dem Boten zu.

"Ich glaube, die Angelegenheit ist nun erledigt, meine Herren, ich werde Mac Stanley selber antworten, ich bitte um Ihre Diskretion. Und nun noch eins: Die Angelegenheit Ellinor Stanley und ihre 100 000 Dollar ist für uns alle erledigt, bedanken Sie sich bei Mr. Smith! Guten Abend, meine Herren!"

Jules Smith wartete im Vorraum des Zimmers. Er war wütend, daß man ihn nicht gleich vorgelassen hatte, er war nicht gewohnt, zu warten. Dieser Emporkömmling, der früher in den frühesten Morgenstunden vor den Türen der Zeitungspaläste stundenlang gewartet hatte, um als erster das noch nasse Bündel der Zeitungen in die Hand zu bekommen, um sie zu verkaufen, dieser Jules Smith verlangte, seit er selbst am Redaktionstisch saß, daß man ihn nicht mehr warten ließ. Er wußte, er war jetzt eine Persönlichkeit, er wußte, daß man mit ihm rechnete, und er wußte auch, daß er in Austen Weekly einen Gönner hatte.

Smith wurde nervös. Nun wartete er schon zehn Minuten. Er kannte das Zimmer schon auswendig, es war mit einem Blick übersehen. Ein Sofa und zwei Sessel aus dunkelbraunem Stoff standen um einen schwer geschnitzten Tisch herum. An der Wand hing ein modernes Aquarell in seltsam verwischten Farben: irgend ein Landschaftsbild, eine Wiese mit Kühen, Jules Smith hatte noch nie in seinem Leben eine Wiese mit Kühen gesehen, er hatte keine Zeit gehabt, einmal aufs Land zu fahren.

Am Boden lag ein dicker, dunkelgrauer Teppich, die Tapete war einfarbig braun gestreift. Vergebens suchten seine Augen nach irgend einer Beschäftigung.

Smith trommelte nervös auf die Tischplatte. Nun wartete er schon zwanzig Minuten. Er stand auf und ging in dem kleinen Raum auf und ab. Warten lassen war eine Gemeinheit! Das war eine Methode, gegen die man sich nicht wehren konnte.

Noch fünf Minuten, dachte Jules Smith, dann geh ich! Aber er blieb.

Smith sank der Mut. Was war los? Er hatte kein so ganz reines Gewissen in der Angelegenheit Ellinors. Egal, schließlich kam es ja der Zeitung zugute, wenn er eine Reportage brachte, auch wenn sie mit Absicht böswillig entstellt war. Nun, war es so schlimm, daß er berichtet hatte, Ellinor Stanley treibe sich in Männerkleidern herum und spielt um Tausende von Dollars in einem Club, er hatte es doch selbst gesehen, außerdem hatte er Aufnahmen gemacht, die alles beweisen konnten!

Je länger Smith wartete, um so mehr sank sein Mut, mit dem er sich bis an den Hals vollgepumpt hatte.

Als ihn Weekly schließlich eintreten sah, verbarg er seine erschütterte Sicherheit hinter einem Husten.

Die Zigarre im Mund, begann er schon unter der Tür zu reden:

"Guten Abend, Mr. Weekly, Sie verstehen es, Ihre Leute warten zu lassen, das muß man sagen!"

Smith lachte laut und wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch. Austin Weekly stand hochausgerichtet. Keine Miene in seinem Gesicht verzog sich, er wies mit einer Handbewegung auf einen Stuhl.

Smith warf sich in den Sessel, kaute nervös an seiner Zigarre und sah Weekly fragend an.

Doch Weekly schwieg.

Smith nahm alle Freiheit zusammen. Er wollte den Wolf gleich bei der Kehle packen:

"Was sagen Sie zu der Geschichte mit Stanley. Wie kommt die "Evening Review" dazu, meine Bilder zu veröffentlichen. Wir müssen dagegen vorgehen. Es ist wirklich schade, wir hätten so eine hübsche Sache daraus zusammenmischen können, bei Gott . . ."

Smith brach ab, denn Weekly schaute ihn mit einem Blick an, der ihm wie ein kaltes Messer den Rücken herunter fuhr. Der Blick war küh, sonst nichts, aber der Blick war so unendlich hochmütig und überlegen, daß er beleidigend wirkte und Smith augenblicklich den Mund verschloß.

Weekly nahm einen Brief vom Tisch und sagte in geschäftsmäßigem Ton:

"Wir wollen keine langen Umwege machen und von Ihnen reden. Es steht Ihnen absolut nicht zu, sich eine Kritik über das Tun und Lassen von Mr. Stanley zu bilden."

Er warf Smith den Brief hin.

"Wer hat dieses unerhörte Zeug geschrieben?"

Smith senkte den Kopf. Er mußte um jeden Preis versuchen, seine Position zu wahren. Er richtete sich im Sessel auf und lachte leise, aber dieses Lachen, das nachsichttheischend und ein wenig schuldbewußt klingen sollte, gelang ihm nicht so recht:

"Nun ja, ich gebe zu, trotzdem es kein Vergnügen macht, zugeben zu müssen, daß man ein fool ist."

Weekly schüttelte ungeduldig den Kopf. Er hakte auf einmal diesen Menschen, der da vor ihm saß und noch die Freiheit hatte, sich quasi mit ihm auf die gleiche Stufe stellen zu wollen. Er war traurig, er

hatte an diesen sonderbaren Menschen geglaubt, er hatte gedacht, ein gutes Werk zu tun, als er ihn in seinen Redaktionsstab aufnahm. Smith hatte ihn enttäuscht und das erzürnte ihn, weil es ihn schmerzte.

"Sie können selbst lesen, was Stanley über Sie schreibt. Und er hat Recht damit! Was Sie da gemacht haben, ist eine Gemeinheit, hinterlüd Menschen verdächtigen und schlecht machen, ist eine Feigheit. Das ist unserer Zeitung nicht würdig! Ich verzichte auf Ihre Mitarbeit!"

Jules Smith wechselte die Farbe. Das konnte kein Ernst sein! Der Boden sank unter seinen Füßen, seine Beine wurden ihm weich wie Watte, das Surren des Ventilators klang ihm wie das Donnergetöse eines Gewitters in den Ohren. Er hatte das Gefühl, als stürze er in rasender Geschwindigkeit in einen Abgrund und unwillkürlich wünschte er, daß dieser Sturz Wirklichkeit sei, daß er nicht wieder erwachen müßte. Aber die Wirklichkeit war da, unerbittlich, er konnte ihr nicht entfliehen.

"Mr. Weekly", stammelte er.

Weekly antwortete nicht.

"Hören Sie, Mr. Weekly", stammelte er, während ihm der Schweißstromweise das Gesicht entlang lief, "hören Sie, Mr. Weekly, ich dachte, es wäre unser Bestes, ich wollte dem "Herald" etwas Sensationelles bringen, ich wollte irgend etwas tun, um jeden Preis."

Weekly fuhr empört auf. Jeder hat das Recht nach einem Rettungsanker zu greifen, auch der Ertrinkende, aber dieser Mann log, er hatte nur seine eigenen ehrgeizigen Pläne im Kopf gehabt.

"Ich habe nichts mehr hinzuzufügen", sagte Weekly und deutete auf die Tür.

Smith erhob sich. Er war leichenbläß. Er hatte unwillkürlich das Gefühl, auf Weekly einschlagen zu müssen, er wollte sich wehren gegen das Unglück, das da prasselnd auf seinen Schädel herunterprachte, aber er war wie gelähmt.

O, er kannte diese amerikanischen Geschäftsleute, deren Willen härter ist als eine Granitmauer. Diese gingen ihren Weg, unbeirrt, ob neben ihnen die Opfer zu Dutzenden fielen. Hier gab es kein Verstecken und Verzeihen, hier kannte man keine Dankbarkeit. O, er verstand Weekly sehr gut, er hätte es im umgekehrten Falle geradejo gemacht, aber es war furchtbar!

Smith zitterte am ganzen Körper, er war wie gelähmt. Noch nicht einmal den Arm konnte er heben, um zuzuschlagen. Seine Augen nahmen mechanisch die Dinge wahr, die in seinem Umkreis waren. Er sah den Schreibtisch, das Briefpapier und die Tinte, er sah die Schachtel mit den Zigaretten, von denen er sonst immer eine angeboten bekommen hatte. Sein Gehirn arbeitete zäh und langsam. Er wußte, er war verloren. Es konnte sein, wie es wollte, immer wieder rannte er gegen die Granitmauer an, diese Mauer des bürgerlichen Ehrebegriffes, die unübersteiglich war und über die er in seinem Leichtsinn und unbeherrschbaren Ehrgeiz geglaubt hatte, hinwegzukommen.

Weekly drückte auf einen Knopf.

"Bringen Sie Herrn Smith ein Glas Wasser", befahl er der Sekretärin.

Smith trank das Wasser in einem Zug aus. Er schöpfte Hoffnung, vielleicht war noch nicht alles verloren, vielleicht war er doch ein wenig gutmütig.

"Mr. Weekly", begann er leise, "es kann doch Ihr Ernst nicht sein! Sehen Sie, ich gebe zu, ich bin arg entgleist, aber die Sache kann man doch wieder gut machen. Ich habe doch schon viele Sachen sehr gut gemacht, Sie haben es doch selbst gesagt, ich erinnere Sie an den Fall Philbin und dann damals, als das Feuer im Woolworth-Gebäude war, da habe ich doch unter Lebensgefahr die erste Reportage gebracht . . ."

"Das war Ihre Arbeit!"

Weekly war unerbittlich. Es war alles aus, und auf einmal wußte er, daß er alles gesetzt hatte und alles verloren hatte, denn Stanley und Weekly waren geschickte Spieler und er war erst ein Anfänger.

(Fortsetzung folgt)

### Im Abendrot.

In Glanz und Klarheit stirbt der Tag. Das Feld  
Ist noch von Spätnot-Strahlen überhellt  
Und spiegelt matt des Himmels Abendbrand.  
Vor mir umfasst die schmale Wollenwand,  
Daraus der Sonne Feuerblumen blühn,  
Durch Silbergrau die Flammenfurchen ziehn  
Und schäumend mischen blas und tiefes Rot.

Es ist wie reichen Lebens stolzer Tod,  
Dies trunks, aufseelige Versprühn,  
Im Flammenrauch der Schönheit aufzulaufen.  
Gleich purvurdunklem Mohn am Himmelstrand  
Entblättert sich der lohe Wollenbrand  
Und lenkt verlöschend noch den letzten Schein  
Wie Scheidegrub mir tief ins Herz hinein.

Heinrich Letz.

### Was ein Vierzehnjähriger im innersten Abessinien erlebte.

Von Waldemar Grühl.

Der nachstehende Beitrag ist ein Abschnitt aus dem soeben erschienenen Buche eines vierzehnjährigen Afrikaforschers, des jungen Waldemar Grühl, der das Glück hatte, seinen Vater im Jahre 1927 auf einer Forschungsreise durch Abessinien in das bisher streng verschlossene alte Kaiserreich Kaffa begleiten zu dürfen. Das Buch heißt: „Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens“, und ist im Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W. erschienen.

So waren wir denn nach langer mühseliger Wanderung an der Stätte der alten Kaiserresidenz Kaffas angelangt! In verhältnismäßig kurzer Zeit hatten wir den Weg von Djirén nach hier zurückgelegt. Aber schwere Opfer hatte der Marsch von uns gefordert! Zwei Pferde hatten wir verloren und zwei Maultiere hatten so schwere Wunden, daß es ausgeschlossen war, sie am Leben zu erhalten. In ihren tiefen Wunden befanden sich fingerlange Maden, trotzdem wir sie mit Jod und Jodoform behandelten. Sie starben denn auch nach einigen Tagen.

Bonga, 18. Mai.

Heute morgen regnete es in Strömen. Ich blieb darum bis 9 Uhr im Bett. Im Lager erschien ein alter Kaffitscho, der noch den letzten Kaiser sehr gut gekannt hatte, und führte uns zu der Stelle, wo früher der Palast des Kaisers von Kaffa gestanden hatte. Er lag auf einem Hügel, von welchem aus man das ganze Tal bis nach Andaratscha, der zweiten Hauptstadt, übersehen kann. Der Palastbezirk wurde von den Abessiniern nach der Eroberung Kaffas zerstört. Wo früher die Thronhalle, „Herabi“ genannt, gestanden hatte, ist jetzt ein Maisfeld. Die Reiste der Frauenhäuser („Madschilati“) deckt dichtes Buschwerk, an der Stelle der Schlahalle grünt hohes Gras. Der Urwald bedeckt nach und nach wieder die Blöcke, die Menschenhände ihm einst abgerungen hatten. Der Alte erzählte uns viel aus der Zeit der Kaiser und von den Kämpfen mit den Abessiniern.

Am Nachmittag unternahmen wir einen Gang durch den Beirat Bonga, wobei uns wieder der alte Kaffitscho begleitete. Papa fragte ihn, warum die Kaffitscho nicht mehr Kaffee anbauten. Darauf antwortete er: „Das hat keinen Zweck, die Abessiner würden ihn uns doch wegnehmen.“ Zuletzt kamen wir an einen dichten Busch, aus dessen Blättergewirr das Dach eines größeren Hauses hervorschaut. Als wir dort hingehen wollten, hielt uns der alte Kaffitscho zurück und sagte: „Dort dürft ihr nicht hingehen, sonst müßt ihr sterben.“ Wir gingen aber doch hin, d. h. wir drangen uns mühselig durch das Buschwerk Bahn, bis wir auf einen schmalen Fußweg kamen, der zu dem Haus hinführte. Nur mit großer Scheu folgten uns der alte Kaffitscho und andere Leute aus Bonga. Der freie Raum, der es umgab, war sehr sauber. Als wir an das Tor kamen, fielen die Kaffitscho nieder und führten die Schwelle des Tores. Jetzt wußten wir, daß wir einen Tempel vor uns hatten. Der Gott, der hier verehrt wird, heißt „Helo“. Papa sagt, daß dies der selbe Gott ist, den schon die alten Ägypter verehrten. Die Ägypter aber nannten ihn „Hedju“. Da die Türen des Tempels verschlossen waren, fragten wir nach dem Priester desselben. Aber der Kaffitscho wollte uns nicht zu ihm führen. Vielleicht tut er es doch noch, wenn er einen guten Befehl von uns bekommt.

Der Kadaver des gestern zuletzt gefallenen Pferdes ist schon verschwunden. Die Sanitätspolizei der Wildnis, Geier und Hyänen, arbeitet sehr schnell.

Unser Kaffitscho-Freund brachte heute früh die Nachricht, daß der Heiligepriester uns sehen will. Als wir dann hinkamen, war er aber nicht zu Hause. Wir gingen darum in den Urwald, da wir gehört hatten, daß dort ein großer Wasserfall vorhanden sei. Nach etwa zweistündiger Wanderrung, bei der wir oft auf allen Vieren schleichen mußten, erreichten wir den Wasserfall, einen sogenannten Terrassenfall. Über hundert Meter stürzt sein Wasser über einzelnen Stufen hernieder. Es war ein großartiger Anblick. Zu Ehren unseres treuen Karawanenhefts nannte Papa den Fall, den bisher noch kein Weiser gesehen hatte, „Aboud-Medjed-Fall“. In der Dunkelheit des Waldes und wegen der Unzugänglichkeit des Falles war es uns nicht möglich, eine gute Aufnahme dieses Naturspiels zu machen. Ich mußte mich sehr über eine Liane wundern, die über die tosenden Wasser von einem Ufer zum andern hing. Wie mag sie wohl hinüber gekommen sein?

Im Walde fanden wir viele wilde Kaffeesträucher, Kandulianen und Gewürze verschiedenster Art. An zahlreichen Kandulab-Euphorbiengewächsen im Walde war zu erkennen, daß früher viel mehr Wohnstätten von Menschen in Bonga vorhanden waren.

Als wir von unserer Waldtour zurückkehrten, war der Priester zu Hause. Er ist ein stiller, freundlicher Mann, der uns bis zum Tor der Ummauerung seines Hauses entgegenkam. Für Papa war ein Ehrensitzen vorbereitet, auf dem er Platz nahm. Wir andern setzten uns auf kleine Hocker. Es wurde Kaffee gereicht, den die Frau des Priesters zubereitet. Bevor wir tranken, wurde etwas von dem Getränk dem Heli geopfert. Der Kaffee schmeckte sehr gut. Er war mit Gewürzen und Butter zubereitet, und zuletzt wurde ihm noch Honig zugesetzt. Dazu aßen wir Entebtbrot. Danach erzählte der Priester Gametscho aus seinem Leben. Zwei seiner Söhne sind von den Abessiniern geraubt und als Sklaven fortgeführt worden. Er hat jetzt noch einen Sohn. Seinen kleinen Enkel liebt er sehr. Früher war er Nagadi gewesen. Dann kam Hekos Ruf, der ihm seinen leidigen Dienst zeigte. Nach langer Fastenzeit wurde er Priester. Er darf jetzt nur noch Gerste essen und Kaffee und Wasser trinken. Er hat zwei Frauen, von denen aber jede ihr eigenes Haus hat. Er wohnt abwechselnd in diesen Häusern. Wir batzen ihn, seinen Gott zu fragen, ob wir wieder glücklich in unsere Heimat kommen würden, um ihn dadurch für uns zu gewinnen, und er versprach, morgen mit uns zum Tempel zu gehen. Dann batzen wir, ihn photographiert zu dürfen. Das wollte er aber nicht zulassen; erst müsse er Helo befragen. Dann erzählte er vom Kaiser von Kaffa. Ihn durften nur einige Fürsten, die Worabi-Rascha, sehen und sprechen. Die anderen Menschen durften sich ihm nur nähern, wenn er hinter einem Vorhang verborgen war. Dann mußten sie sich vor dem Vorhang auf die Erde werken und dreimal die Brust klatschen, worauf ein Worabi erschien, um sich nach ihrem Begehr zu erkundigen. Einmal im Jahr hielt der Kaiser von einer Terrasse seines Hauses aus Heerschau über seine Krieger. Er wurde wie ein Gott verehrt. Er war „Kaiser-Gott“. Wenn ein Kaiser starb, wurde er auf dem heiligen Schabbaberg beerdig. Als die Abessinier das Land eroberten, plünderten sie die Kaisergräber aus und raubten die Kaiserkrone. Nur der Kaiser und die Worabi durften Goldschmied tragen.

Als wir wieder in das Lager zurückkehrten waren, fanden wir eine Frau vor, der Papa gestern eine Medizin gegeben hatte, eine Jod-Kali-Lösung. Sie sollte dieselbe je morgens und abends schluckweise einnehmen, hatte aber die ganze Medizin mit einem Mal ausgetrunken. Jetzt war sie mehr tot als lebendig; sie hat sich aber langsam wieder erholt. Man kann den Leuten hundertmal sagen, wie sie Medizin einnehmen sollen, sie machen es doch immer wieder falsch. Einmal hat sogar einer eine Lysol-Lösung, mit welcher er seine Wunde ausspülen sollte, ausgetrunken, ohne Schaden zu nehmen. Ich glaube, daß die Magen der Menschen hier durch die scharf gewürzten Speisen, die sie essen, segerbt sind.

20. Mai.

Heute nacht brüllten drei Löwen um unser Lager. Es hörte sich gerade so an, als wenn ein Donner grollt. Wenn der Löwe, der König der Tiere, seine Stimme erhebt, schweigen alle anderen Tiere der Wildnis. Ich möchte zu gern einmal auf Löwenjagd gehen, aber Papa will es nicht erlauben.

Um 9 Uhr schickte der Priester einen Boten, wir möchten zum Tempel kommen. Schnell wurde der Filmavvarat hingehängt und in einem Busch verborgen aufgestellt. Dann gingen wir zum Tempel. Bald kam auch der Priester mit seinen Frauen und einem Kaffitscho. Wir betraten den Vorhof des Tempels. Die Kaffitscho fielen nieder und rütteten den Boden. Der Priester betrat den Tempel. Wir durften nicht hinein, weil wir Hammelsfleischesser sind. Der Hammel ist das heilige Tier Hekos. Zwei Kaffitscho verhüllten die

Für den Tempel mit einem Tuch. Unter dieses Tuch trat ein Kästlein, so daß wir nur seine Füße sahen. Nun hörten wir im Tempel den Priester die Worte: „Helo! Helo!“ rufen. Das dauerte wohl zehn Minuten. Die Eingeborenen vor der Hütte riefen mit. Danach hörten wir nur Gemurmel im Tempel. Es hörte sich so an, als wenn der Priester mit jemand sprechen würde. Dann vernahmen wir einen Segensgruß, den der Mann hinter dem Tuche uns verkündete. Er sagte etwa folgendes: „Alles ist gut, die Erde, die Pflanzen, das Wasser, die Luft. Alles wird schlecht durch die Menschen. Helo grüßt die Fremdlinge. Sie werden eine gute Reise haben.“ Die Eingeborenen lagen während der Verkündigung der göttlichen Botschaft mit dem Gesicht auf der Erde. Wir läuteten unseren Trompeten, denn ganz darf man ihn im Freien nicht abnehmen, weil man sonst sofort einen Sonnenstich bekommt. Als die Feier beendet war, opferte der Priester noch ein wenig Weihrauch. Der Film hat die ganze Feier, die sehr interessant war, festgehalten. Danach tranken wir wieder Kaffee im Haus des Priesters. Bei dieser Gelegenheit lernten wir auch seine Schwieger Tochter kennen. Sie ist die Schönste Frau, die wir bisher auf der Reise gesehen haben.

Rings um unser Lager bedekten am heutigen Abend weiße Nebel die Täler. Es sah gerade so aus, als wenn wir auf einer Insel im Meer wären. Wir sprachen darum auch heute viel vom Meer und von der Heimat. Zehn Wochen sind es nun schon, daß wir nichts aus der Heimat hörten. Jetzt brüllen die Löwen wieder um unser Lager.

## Der Totenpastor.

Von Lisa Niedel.

Das Meer brüllte. Die Ostsee warf Sturzseen auf, die jeden Kutter verschlammten mußten. Das Wasser prasselte auf den Strand und warf seine Schaumkämme weit auf die Dünen hinauf und der Sturm raste darüber, daß der feuchte Sand wirbelte und die Krüppelkiefern wie Rohr wegbrachen.

Aber die Frauen kämpften sich vorwärts, Schulter an Schulter, viele die Kinder an der Hand, sie ließen nicht nach, sie rangen dem Sturm Schritt für Schritt ab, weiter, weiter, der Rettungsstation entgegen . . . die Boote waren draußen. Das Unwetter hatte sie überrascht. Und Schulter an Schulter kämpften sie sich diesen Weg der Angst vom Dorf zur Station hinauf, wie so oft — —. Da flogen schon die ersten Leuchtstäbe hoch, da stand das Boot auf den Schienen, Gestalten in Ölzeug daneben. Als die Frauen herauskrochen, trat einer ihnen entgegen, wies mit der Hand gegen den Horizont.

Und dann starrten brennende Augen auf das rasende Meer, das die Silhouette eines Bootes gegen den Himmel schleuderte. Kinder weinten, Sturm heulte, die See raste, aber die Frauen standen und standen und starrten — — der jähre Schrei eines Kindes: „Modder — — der Totenpastor!“

Auf der Dünne wie hingewechselt die Gestalt eines Mannes, über dem flatternden Talar ein weißhäuptiges Antlitz. Und diese weißen Haare waren wie der Gischt der Wellen, sie flogen wie die Wolken, die am Himmel lagten. Der Pastor sah nicht Frauen, nicht Kinder und Roten, er starrte nur hinaus auf die See, auf dem zwei Kutter mit zerbrochenen Masten trieben — und dann erhob er seine Hände, weiß und feierlich ragten sie gegen die schwarzen Wolken und Worte des Segens röhrt ihm der Wind vom Munde.

Dann schritt er heimwärts. Verzerrtes Gesicht sah er zum Himmel. Immer trieb das zweite Gesicht ihn zum Strand, die Toten zu segnen, wenn die andern noch hofften und er es wußte: Sie waren geblieben! Und tief gebeugt schritt er zur Kirche.

## Die Entdeckung des Menschen.

Eine Sprachlauberei von Frieda Schanz.

Einigermaßen wußte man ja schon vor Zeiten von seinem Vorhandensein. Man kannte ihn aus den Lehrbüchern der Anthropologie, wo er mit bloßgelegtem Innern zu sehen war, gleichfalls aus Sprichwörtern, die nur leider allzu oft zu Aufsatzthemen erhoben wurden: „Der Mensch denkt, und Gott lebt.“ In Schillerschen Balladen kam er vor, so: „Der Mensch versucht die Götter nicht.“ — „Ganz und voll“ ist er aber erst in den letzten Jahren ins Leben getreten.

Der fünfjährige Florian weiß den Löffel mit der gar nicht süßen Medizin, die ihm Babi, das alte Haustatotum, einsloßen will, entrüstet zurück: „Mensch, doch nicht so voll!“

„Mensch, du wirst mir ja meine ganze Eisenbahnbrücke zusammen!“ — „Mensch, gesteh's, du hast wieder an meiner Schokolade geknabbert!“ So und ähnlich unterhalten sich die unzertrennlichen Freunde aus dem Kindergarten.

In geistreichen Debatten Bildungsstolzer Sekundaner über Nietzsche, Keferling und Buddha kam die nach Großen und Unpersönlichem Klingende Anrede „Mensch“ von Jüngling zu Jüngling zuerst ans Licht. Sie rutschte von Sekunda nach Tertia und, wie man jetzt weit und breit hören kann, bis in die Spielschulen jüngerer Brüder und auf die Spielplätze in den städtischen Parks.

Sie schwang sich aber auch noch oben durch die Prima ins Leben, zunächst in die immer tiefer Wurzel schlagende Kunst der Psychoanalyse. Ihre „Persönlichkeit“ erklärend und ausdeutend, fängt die Frau von heute ihre Säcke vorzugsweise mit den Worten an: „Ich bin ein Mensch“ — „Ich bin ein Mensch, der nicht an der Oberfläche der Dinge kleben bleibt.“ — „Ich bin ein Mensch, der Halbhkeiten nicht vertragen kann.“ — „Ich bin ein Mensch, der das Unaussprechliche zu verstehen vermag.“

Bon ihrer Tochter spricht die Mama von heute als „einem festen Menschen“, es sei ein tüchtiger Mensch; ein fähiger Mensch. Ich lobte einer Mutter gegenüber das stille, nette Wesen ihrer Tochter und bekam die abführende Antwort: „Ja wirklich, ein außerordentlich reizvoller Mensch!“

Liebesleute, die sich früher: „Lieber Schatz“ und „liebes Herz“ benannten, schreiben und sprechen sich: „Du lieber Mensch!“ an.

„Du bist ein uliger Mensch“, sagt das Schulmädchen zur Freundin, die ihr gestanden hat, daß sie für den Primaner Normann etwas übrig hat, d. h., „nur im stillen!“ Es ihm merken zu lassen, mit ihm zu klirren, „dazu bin ich ein zu anständiger Mensch!“

Übrigens, in punkto erster Liebestregung in kleinen Mädelherzen war der „Mensch“, wie mir eben einfällt, doch schon vor der allgemeinen Menschentreibung vorhanden.

Ein „entzückender Mensch“, ein „goldiger Mensch“ haben wir Mädels einer lange verflossenen Zeit doch auch schon von unseren Tanzstunden gesagt.

## Welt u. Wissen

In welcher Höhe kann der Mensch leben? Da jetzt so viel von dem „Raketensprungzeug“ die Rede ist, der den Menschen in die Stratosphäre, also in Höhen von über 10 000 Meter führen soll, ist es wichtig, zu erfahren, wie sich die Lebensmöglichkeit in so hohen Luftschichten gestaltet. Über Versuche, die von den Ärzten Dr. Gillert und Dr. Kaiser in der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt auf theoretischer Grundlage unternommen wurden, wird in der Monatsschrift „Der Naturforscher“ berichtet. Die beiden Gelehrten benutzten eine sogenannte „Unterdruckskammer“, eine kreisrunde Kabine aus Stahlpanzer, die sich karussellartig drehen und völlig luftdicht abschließen läßt. Durch Luftpentziehung kann man hier nach Belieben „Luftunterdruck“ herstellen, d. h. Druck von weniger als 760 Millimeter Quecksilberdruck, wie sie in bestimmten Lufthöhen wirklich vorhanden sind. Ein Luftdruck von nur 150 Millimeter Quecksilber, der einer Höhe von 12 Kilometer entspricht, wurde von Mäusen und Kaninchen ziemlich gut ertragen. Daraufhin machte einer der beiden Ärzte einen Versuch an sich selbst. Er schloß sich in die Kammer ein und ließ bei künstlich ihm zugeführter Sauerstoffatmung die Luft langsam so weit verdunnen, bis er bewußtlos wurde. Bei einem Quecksilberdruck von 113 Millimeter, der einer Höhe von 13 000 Meter entspricht, hatte Dr. Gillert noch sein volles Bewußtsein, dann aber nicht mehr; er wußte selbst nicht, als er aus der Unterdruckskammer herausgetragen worden war, daß er ohnmächtig geworden und von Krämpfen ergriffen worden sei, während die Beobachter dies befürchten. Durch diesen Versuch wurde gezeigt, daß eine Höhe von 14 300 Meter vom Menschen zwar noch ohne Lebensgefahr ausgehalten werden kann, aber trotz Sauerstoffatmung zur Bewußtlosigkeit führt. Bei einem zweiten Versuch ohne Sauerstoffzufuhr zeigten sich schon bei 6000 Meter starke Beschwerden: die Hände wurden zentnerschwer und ließen sich nur unter großer Anstrengung bewegen. Nasenbluten trat auf, sowie sehr beschleunigtes Klopfen der Hals-Schlagader und Anschwellung der Adern, Erscheinungen, die durch den stark verringerten Aufendruck gegenüber dem gleichbleibenden Innenblutdruck entstehen. In 8 Kilometer Höhe wurde der Arzt von einer Ohnmacht ergriffen. Wenn diese Ergebnisse auch nicht bei allen Menschen in gleicher Masse zutreffen mögen, so steht doch fest, daß in einer Höhe von 6000 bis 8000 Meter die ersten Zeichen der Sinnesverwirrungen eintreten und feinere Bewegungen, wie Zeichnen und Schreiben, nicht mehr möglich sind. Jedenfalls ist der Mensch ohne Sauerstoffzufuhr in einer Höhe von über 6000 Meter, mit Sauerstoffzufuhr bei über 13 000 Meter Höhe nicht mehr völlig Herr seines Willens.